

Zentrale Grundannahmen der Interventionsforschung¹¹

Ruth Lerchster

Wenn ich mich nachfolgend wissenschaftstheoretischen Überlegungen zuwende, dann geschieht dies im Verständnis, dass Wissenschaftstheorie ganz generell die Theorie von Wissenschaft im Allgemeinen (und später auch im Besonderen, wenn der Bogen zur interventionswissenschaftlichen Forschungspraxis gespannt wird) meint. Dies mag für viele als vorausgesetzt gelten, dennoch ist es nicht „selbstverständlich, da man das Wort ‚Wissenschaftstheorie‘ heute oft benutzt, wenn man lediglich die Theorie der ‚analytischen‘ Wissenschaften meint. Diese Einschränkung ist zwar üblich, aber nicht notwendig, sofern ‚geisteswissenschaftliche‘ Vorgehensweisen wie Phänomenologie, Hermeneutik oder Dialektik auch als ‚Wissenschaft‘ bezeichnet werden können (...)“¹², ein Anspruch, den ich hier naturgemäß an den Anfang stelle.

Die Differenzierung in „analytische“ (der Forschungsgegenstand wird in seine Bestandteile aufgelöst und betrachtet werden die Beziehungen dieser Bestandteile zueinander) und „nichtanalytische“ (der Forschungsgegenstand wird in seiner Ganzheit gefasst und interpretiert) Wissenschaften, die Seifert einführt, wird uns in diesem Beitrag insofern beschäftigen, als sich Interventionsforschung und ihre Begründer einerseits dieser Differenz zuwenden (auch um sich im eigenen Wissenschaftsverständnis abzugrenzen), und anhand der Prinzipien einer über Jahrhunderte dominanten analytischen Wissenschaft einerseits deren Verdienste und Möglichkeiten beleuchten, andererseits ihre Grenzen aufzeigen. Damit befinden sich InterventionsforscherInnen nicht alleine in der „Arena“ des wissenschaftlichen Diskurses und – betrachtet man die Wissenschaftsgeschichte etwas genauer – es ist eine Auseinandersetzung, die den Kinderschuhen bereits entwachsen ist. Ein wissenschaftsgeschichtliches Eintauchen¹³ wäre einerseits ein höchst kompliziertes Unterfangen, andererseits würde es zu Zweck und Anlie-

11 Teile dieses Beitrages wurden veröffentlicht in Lerchster 2011.

12 Seifert 2003, S. 17.

13 Einen Überblick dazu geben u.a. Flick 2007, S. 30-37; Seifert 2003, Band 1 und 2.

gen dieses Artikels wenig beitragen können und definitiv den Rahmen sprengen. Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass über viele Jahrzehnte hinweg „Geistes- und Naturwissenschaften so gut wie beziehungslos nebeneinander her liefen“, und die analytische Sichtweise „auch in ehemals geisteswissenschaftlichen Provinzen die Alleinherrschaft zu übernehmen“¹⁴ suchte. Nach Seifert lassen sich drei Tendenzen festmachen, warum diesem Siegeslauf Einhalt geboten werden muss(te). „Die Phänomenologie zeigt, dass man in den Sozialwissenschaften mit der Analyse schematisierter, ‚operationalisierbarer‘ Sachverhalte nicht viel weiterkommt, weil sie das eigentlich Interessante, die Feinheiten ‚subjektiven Vermeins‘ nämlich, aus der Soziologie und den anderen Sozialwissenschaften herauftheoretisiert; die Sprachkritik in Gestalt der ‚logischen Propädeutik‘ weist nach, dass die wissenschaftliche Begriffsbildung im Alltagsleben, ja, noch mehr: im alltäglichen Handeln des Menschen verankert ist und daher nicht nur logisch, sondern auch hermeneutisch begründet werden muss; und last not least hat die Studentenbewegung der sechziger Jahre ihre Zeitgenossen drastisch darüber belehrt, dass das von Hegel und Marx begründete dialektische Denken nicht bloß Angelegenheit esoterischer wissenschaftlicher Sekten ist, sondern unüberhörbare Ansprüche an die kritische Selbstreflexion jedweden wissenschaftlichen Denkens überhaupt stellt“.¹⁵

Der klassischen Sozialforschung konstatiert Heintel zudem „drei gravierende Nachteile:

1. Ihr Forschungsgebiet (Inhalt und ‚Material‘) ist die Vergangenheit.
2. Eine strikte Trennung zwischen Forschung und seinen ‚Forschungsobjekten‘ verhindert Kommunikation im laufenden Verfahren.
3. Ihr ‚prognostischer Wert‘ ist gering, weil sie weder über die Macht verfügt, sinnvolle Schlussfolgerungen umzusetzen, noch alle Unwägbarkeiten miteinbeziehen kann, die sich allein durch die Tatsache ergeben, dass deren Akzeptanz Entscheidungen voraussetzt, die multimotivational strukturiert sind.“¹⁶

Letztlich formuliert Toulmin die unerkannten Aufgaben der Moderne und bietet einer aus seiner Sicht dysfunktionalen Wissenschaft vier künftig zu verfolgende Tendenzen an: die Rückkehr zum Mündlichen, die Rückkehr zum Besonderen,

14 Seifert 2003, S. 16.

15 Ebd., S. 16 ff.

16 Heintel 2002a, S. 1.

die Rückkehr zum Lokalen sowie die Rückkehr zum Zeitgebundenen. „Wie Gebäude, die auf menschliche Bedürfnisse abgestimmt sein sollten, werden unsere wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verfahren in den kommenden Jahren nur dann das Nötige leisten, wenn wir überflüssige oder übermäßige Stabilität vermeiden und sie auf eine Weise im Fluss halten, dass sie gegenüber unvorhergesehenen – ja unvorhersehbaren – Situationen und Funktionen anpassungsfähig sind.“¹⁷

Es wird künftig darum gehen, naturwissenschaftliche Vorgehensweisen mit nichtanalytischen zu verbinden und Konfrontationen (im Sinne des Auseinander-und-sich-wieder-Zusammensetzens) nicht zu scheuen, da die Interpretation von Kultur zusehends komplizierter wird. „Wie Menschen die Dinge sehen und auf sie reagieren, wie sie sich Dinge vorstellen, sie beurteilen und mit ihnen umgehen, entzieht sich zunehmend der Kenntnis (...) Wir brauchen neue Denkweisen, die mit Besonderheiten, Individualitäten, Absonderlichkeiten, Diskontinuitäten, Kontrasten und Singularitäten umgehen können und die auf etwas ansprechen, was Charles Taylor kürzlich ‚tiefe Vielfalt‘ (deep diversity) genannt hat – eine Pluralität der Zugehörigkeiten und Seinsweisen. Es fehlt uns an Zugängen, die aus dieser Pluralität dennoch das Gefühl einer Verbundenheit gewinnen können, die weder umfassend noch einförmig, weder originär noch unwandelbar und dennoch wirklich ist (...) Was bleibt uns dann noch zu tun, als uns um den Preis von Verlusten an Allgemeingültigkeit, Sicherheit oder intellektuellem Gleichgewicht in die Niederungen konkreter Fälle zu begeben.“¹⁸

Interventionsforschung als Prozesswissenschaft

Dem Zeitgeist, aber vielmehr den Anforderungen einer pluralisierten Lebenswelt entsprechend, begannen Peter Heintel u.a.¹⁹ bereits in den 70er Jahren mit der Entwicklung einer Wissenschaft, die dem Gebot der Stunde gerecht werden sollte. Diese Bemühungen waren an unterschiedliche (auch außeruniversitäre) Aktivitäten gekoppelt: Die Gruppendynamik wurde im Sinne einer praktischen Philosophie an der Universität Klagenfurt als Studium etabliert, die österreichische Gesellschaft für Gruppendynamik und Organisationsberatung (ÖGGO) und das Interdisziplinäre Institut für Forschung und Fortbildung (IFF) wurden

17 Toulmin 1994, S. 297 nach Flick 2007, S. 36.

18 Geertz 1996, S. 23 ff.

19 Teile dieses Weges werden von Wegbegleitern und Mitdenkern der ersten Stunde in der Festschrift für Peter Heintel beschrieben.

gegründet und letztlich mündeten diese Bestrebungen in der Geburtsstunde der Interventionsforschung und in der Gründung eines universitären Instituts für Interventionsforschung und Kulturelle Nachhaltigkeit an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Interventionsforschung als Prozesswissenschaft versteht und etabliert sich als neuer und junger Zweig innerhalb der qualitativen Sozialforschung. Nun könnte man sagen, es gibt am wissenschaftlichen „Markt“ bereits ausreichend Angebote im Bereich der Sozialforschung, Gebiete, innerhalb jener man sich einreihen und verorten kann, ohne weitere Neugründungen notwendig zu machen und ohne die wissenschaftliche Landschaft noch ein wenig komplexer und/oder komplizierter werden zu lassen. Ja, die methodische Vorarbeit ist durchaus geleistet, dennoch bedarf es aus unserer Sicht einer Wissenschaft, die sich „vermehrt konkreten gesellschaftlichen Problemlagen zu widmen hat – und zwar in ‚eingreifender Hinsicht‘“.²⁰ Einer Interventions- und Prozesswissenschaft, deren Hauptaugenmerk die Ebene der Intervention ist. Eine prozessual ausgerichtete Wissenschaft, die „mit Auftraggebern und ‚Betroffenen‘ ein gemeinsam verbindliches Forschungsdesign entwirft, das es Letzteren ermöglicht, bereits *während* des Forschungsprozesses (Zwischen)Ergebnisse rückgekoppelt zu bekommen, um für das Weitere bereits ad hoc Konsequenzen zu ziehen. Entscheidungen im laufenden Forschungsprozess verändern aber damit stets den Forschungsgegenstand. Er bleibt nicht derselbe, hat keine kontinuierliche Konstanz. Damit müssen von Wissenschaftsseite her Anfangs- und Zwischenannahmen (Hypothesen) ständig korrigiert, ‚auf den neuesten Stand‘ gebracht werden; deshalb ‚Prozesswissenschaften‘“²¹.

Die nun folgenden Ausführungen dienen der Verortung der Interventionsforschung innerhalb der Familie der qualitativen Sozialforschung, diese Form der Orientierung erscheint uns wichtig und notwendig, denn „einer Forschung, die Menschen und ihre Systeme zum Gegenstand hat, (...) kommen neue Aufgaben zu und zugleich (oder gerade deshalb) muss sie ihre eigenen Voraussetzungen neu überprüfen.“²² Zudem werden in einer zusammenfassenden Form die der Interventionsforschung zugrunde liegende Axiomatik sowie deren Methoden erläutert und diskutiert. Die Grundaxiomatik der Interventionsforschung²³ ist als unverzichtbares Basiswissen zu betrachten, an dieser Stelle wird jedoch nicht das Gesamtwerk abgedruckt sondern ein Exzerpt angeboten, in welches

20 Heintel 2002a, S. 2.

21 Ebd., S. 2 ff.

22 Heintel Forschungstag, unveröffentlicht S. 1.

23 Heintel 2005.

weiterführende bzw. ergänzende und mir wichtig erscheinende Ideen und Gedanken miteinbezogen werden.

- Interventionsforschungsprojekte sind u.a. dadurch gekennzeichnet, dass sie subjektive Sichtweisen der beteiligten Akteure in den Vordergrund rücken und gleichzeitig die Ganzheit im Blick haben um in weiterer Folge diese beiden Ebenen mit den beteiligten Akteuren und ForschungspartnerInnen diskursiv zu interpretieren. Daher sind sie in der Regel durch ihren hermeneutischen, phänomenologischen und dialektischen Charakter gekennzeichnet.
- Interventionsforschungsprojekte bewegen sich in der Regel in Forschungsfeldern, die sich durch ihre hohe Komplexität auszeichnen. Aus diesem Grund werden quantitativ orientierte Vorgehensweisen zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber dennoch nicht forciert verwendet. Der Griff zu quantitativen Methoden ist dort sinnvoll, wo „das zu analysierende Problem deutlich strukturiert ist und der Untersucher selbst ein klares Bild von der Struktur besitzt, die es ihm ermöglicht, Objektbereiche festzulegen, Hypothesen zu bilden und hinreichend angemessene Operationalisierungen vorzunehmen“²⁴. Ohne an dieser Stelle die so bezeichnete „quali-quant-Debatte“²⁵ – eine Kontroverse von qualitativer versus quantitativer Forschung – (nach dem Motto Karl Valentins „es ist schon alles gesagt, nur nicht von allen“) erneut zu vertiefen, sei darauf hingewiesen, dass oben genannte Voraussetzungen auf Interventionsforschungsprojekte kaum zutreffen.
- Vielmehr finden wir uns in Forschungsfeldern wieder, die sich „komplex, differenziert, wenig überschaubar und widersprüchlich“²⁶ darstellen. Damit bewegen und orientieren wir uns in Feldern, die alle Voraussetzungen für einen qualitativen Forschungsweg in sich bergen. Forschungsbereiche, die weniger nach hypothesengeleiteter und dieselben überprüfender quantitativer Forschung verlangen, als vielmehr
 - der Deskription von Erfahrungen und Erlebnissen,
 - der Aufklärung der damit in Verbindung stehenden Sozialstrukturen,

24 Treumann 1996, S. 46.

25 Lautmann 1998, S. 38 f.

26 Kleining 1995, S. 16.

- der Analyse und „Entwicklung“ von emotionalen Gemengelage,
 - der Offenlegung von Widersprüchen (im Sinne der Dialektik)
 - der Bildung von Hintergrundtheorien
 - der diskursiven und dialogischen Entwicklung von Ergebnissen.
- Entgegen der Logik von Verifizieren und Falsifizieren und dem Prinzip von richtig und falsch oder einer „Entweder-oder-Differenz“, sind es in diesem Forschungsfeld „das Einerseits-andererseits und das Sowohl-als-auch, das man zum Arbeiten bringen kann“²⁷. Dieses Prinzip vor Augen und im Sinne einer explorativen Herangehensweise werden die ForschungspartnerInnen in die Strukturierung der untersuchten Wirklichkeit miteinbezogen, um auf diesem Wege Hypothesen und weiterführende theoretische Überlegungen (Hintergrundtheorien) zu generieren.
 - Wie bereits eingangs erwähnt, gewinnt die qualitative Forschung „besondere Aktualität für die Untersuchung sozialer Zusammenhänge, da die Pluralisierung der Lebenswelten in modernen Gesellschaften – im Sinne der ‚neuen Unübersichtlichkeit‘ (Habermas 1985), der zunehmenden ‚Individualisierung‘ von Lebenslagen und Biographiemustern (Beck 1986) oder der Auflösung alter sozialer Ungleichheiten in die neue Vielfalt der Milieus, Subkulturen, Lebensstile und Lebensweisen (Hradil 1992) – eine neue Sensibilität für empirisch untersuchte Gegenstände erforderlich macht“²⁸.
 - Die Paradigmen der Interventionsforschung entsprechen den wissenschaftlichen Anforderungen insofern, als sie der Frage nachgehen, wie „Wissen wirksam werden kann“²⁹ und wie es gelingen kann, das aus der Forschung generierte Wissen dergestalt zur Verfügung zu stellen, dass es gesellschaftliche Relevanz erlangt. Eine Forderung, die im Bereich der Sozialwissenschaften darauf basiert, dass wissenschaftliche Ergebnisse in der Vergangenheit der Anwendungsorientierung und Anschlussfähigkeit entbehrten³⁰. Abgesehen davon, dass „der rasche soziale Wandel und die resultierende Diversifikation von Lebenswelten Sozialforscher zunehmend mit sozialen Kontexten und Perspektiven konfrontieren, die für sie so neu sind, dass ihre klassischen deduktiven Methodologien – die Fragestellungen und Hypothesen aus theoretischen Modellen ableiten und an der Empirie überprüfen – an der Differenziertheit der Gegenstände vorbeizielen“, die „Ideale der Ob-

27 Krainz 2006b, S. 192.

28 Flick 2007, S. 22.

29 Vgl. Grossmann 1997.

30 Vgl. Flick 2007, S. 25.

ektivität inzwischen weitgehend ‚entzaubert‘“ sind, „haben die Erkenntnisse (...) weit weniger – und vor allem anders als erhofft – Eingang in politische und alltägliche Zusammenhänge gefunden.“³¹

- Darüber hinaus oder eben genau deshalb steht die Inter- und Transdisziplinarität (vgl. Ukowitz in diesem Band) im Zentrum des interventionsforschenden Handelns. Beide stellen adäquate und zeitgemäße Antworten dar, wenn man der Prognose Glauben schenkt, dass das Expertenwissen und die Wissenschaft mit ihren Einzeldisziplinen einer Krise³² entgegengehen und die provokante Feststellung Nowotnys „die Gesellschaft hat Probleme, die Universität hat Fakultäten“³³ zunehmend an Bedeutung gewinnt. Die Wissenschaft ist aufgefordert, sich einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

Kritisch reflektiert wird mittlerweile an vielen Orten³⁴, die „Entzauberung der Wissenschaft“³⁵ ging längst vonstatten, der „Wissenschaftskrieg“ tobt an mehreren Fronten und das Zeitalter der „postakademischen Wissenschaft“ wurde eingeläutet³⁶. Die Auseinandersetzungen und Diskussionen sind eingebettet in die Dichotomie von Naturwissenschaften und Geistes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften, eine fest gefügte Unterscheidung dieser beiden Wissenschafts-Richtungen, die sich nach wie vor hält – auch wenn Bammé diese Differenzierung mittlerweile für „überkommen“³⁷ hält. Peter Heintel weist darauf hin, dass es ihm zwar ein Anliegen ist, „die Vorentscheidungen [Axiomatik] der ‚klassischen‘ von den Naturwissenschaften bestimmten Wissenschaften“ zu beschreiben. Dies soll aber nicht im Sinne einer „Abwertung oder Gegnerschaft“ geschehen, vielmehr geht es „im Sinne des kritischen Anliegens Kants und seiner ‚Kritik der reinen Vernunft‘“³⁸ um das Sichtbarmachen und Ziehen von Grenzen.

Heintel prägt den Begriff der Interventionsforschung – deren Paradigmen nachfolgend vorgestellt werden – und weist darauf hin, dass zwar viele Wissenschaften den Anspruch erheben, in gewisser Weise zu intervenieren, es ihm aber

31 Flick 2007, S. 23-25.

32 Vgl. Heintel 1986, S. 28-32.

33 Nowotny 1999, S. 98.

34 Vgl. Bammé 2006; Krainz 2009; Heintel 2005; Lyotard 1979; Nowotny 1999; Feyerabend 1976; Fischbeck et al. 2002; u.v.a.m.

35 Vgl. Bonß/Hartmann 1985.

36 Vgl. Bammé 2006, S. 19-25.

37 Ebd., S. 20.

38 Vgl. Heintel 2005, S. 2.

„um eine andere Weise der Intervention“ geht. Einer partizipativen Intervention „wie sie (...) gegenüber Lebendigem und vor allem gegenüber dem Menschen, seinen sozialen Verhältnissen und seinen Systemen angebracht erscheint“³⁹.

Eine Beschreibung, die sich in die Grundprinzipien der qualitativen Sozialforschung (Aktionsforschung, Handlungsforschung, mehrdimensionale Ursachenforschung, Beratungsforschung, Grounded Theory, Praxeologie etc.) einbettet, denn „qualitative Sozialforschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen“⁴⁰. Mit dieser Denkfolie im Hintergrund werden mit Hilfe explorativer Methoden und phänomenologischer Analysen Wirklichkeiten aus dem Forschungsprozess heraus konstruiert, Hypothesen generiert, Neues entdeckt, Fremdes und Überraschendes in die Ergebnisanalyse miteinbezogen, alltägliches Handeln und Erfahrungen des Einzelnen reflexiv berücksichtigt.

InterventionsforscherInnen bedienen sich eines philosophischen Denkweges, konkret schließen wir uns an die philosophische Tradition der Aufklärung und des deutschen Idealismus an. Heintel stellt mit seinen Überlegungen der seit Jahrzehnten andauernden und dennoch aktuellen Debatte zur qualitativen Sozialforschung⁴¹ Argumente zur Verfügung, die das immer noch vorhandene Ungleichgewicht ein Stück mehr in Balance bringen sollen und zu begründen suchen, weshalb eine Hinwendung zu einer praxiswirksamen Wissenschaft ein Gebot der Zeit sei. Auch Seifert weist darauf hin, dass Praxiswirksamkeit zusehends von Nöten ist und konstatiert den analytischen Wissenschaften genau dort ihre Schwachstellen, wenn er sagt: „Die analytische Richtung hat den Versuch gemacht, das Problem der moralischen, sozialen oder politischen Wertung von Sachverhalten völlig aus der Wissenschaft herauszuwerfen, indem man Wertfragen zu einer außerwissenschaftlichen, rein praktischen Angelegenheit erklärte. Also zum Beispiel: Man kann zwar das Problem des ‚Todes‘ biologisch erforschen – aber die Frage, wie der Mensch mit seinem eigenen und seiner Mitmenschen Tod fertig werden soll, gehört nicht mehr in die Wissenschaft. Entsprechendes gilt für Begriffe wie ‚Freiheit‘, ‚Demokratie‘, ‚Menschenwürde‘

39 Heintel 2005, S. 1.

40 Flick et al. 2000, S. 14.

41 Vgl. dazu u.a.: Flick 1995 und 2000; Eberle/Hitzler 2000; Mayring 1993 sowie zur Inhaltsanalyse 2003; Girtler 1988; Heinze 1995; Strauss 1998 und weiterführend Glaser/Strauss 2005; Felt/Nowotny/Taschwer 1995; Kleining 1995; Lamnek 1995; Ahrens /Beer/Bittlingmayer/Gerdes 2011; Kelle 2008, Bohnsack 2000, Ernst 2010.

und sonstige politische Fundamentalbegriffe“⁴². Diese Auslassungen seien insofern eine Schwachstelle, als es „ – unter anderem – gerade darauf an[kommt], die *praktischen* Fragen als solche zum Gegenstand der Wissenschaft zu machen – nicht *nur*, aber *auch* um den Menschen so zu helfen, besser mit ihnen fertig zu werden, als das angesichts einer Wissenschaft ohne Praxis und einer Praxis ohne Wissenschaft möglich wäre. Auf diesem Gebiet nun ist die nichtanalytische Theorie eindeutig überlegen: denn sie bezieht ausdrücklich gerade die *Lebenspraxis* als ihren Gegenstand in ihr Nachdenken mit ein. Die Lebensprobleme des Menschen und die Fragen seines praktischen Handelns in der Welt sind gerade die Themen, die sie beschäftigen; nicht zufällig ist die Hermeneutik in Gestalt der betont sogenannten ‚Lebensphilosophie‘ und ‚Existenzphilosophie‘ aufgetreten, und auch die Phänomenologie und erst recht die Dialektik sind eindeutig auf das ‚gelebte Leben‘ selber bezogen.“⁴³

Diese Auseinandersetzung zeichne ich nach, indem ich anschließend die Prinzipien der Naturwissenschaften und die damit verbundenen Schwierigkeiten für die geforderte Praxisnähe von Wissenschaft streife und jene Überlegungen, Methoden und Hintergrundideen der Grundaxiomatik für Interventionsforschung⁴⁴ darlege. Dies geschieht – wie bereits erwähnt – in stark verkürzter Form und verfolgt den Zweck, einen Einblick in die Grundidee der Interventionsforschung zu ermöglichen und das Denkmodell, auf dem Interventionsforschung aufbaut, in seinen Umrissen nachvollziehbar zu machen. Interessierte LeserInnen seien auf das Gesamtwerk⁴⁵ verwiesen.

Zur Charakteristik eines dominanten Wissenschaftsparadigmas

Prinzip I: Das Verhältnis von Subjekt und Objekt

In der gängigen Forschungspraxis wird grundsätzlich eine Trennung zwischen dem Subjekt (die Person des Forschers/der Forscherin) und dem Objekt (dem Forschungsgegenstand) unterschieden. Dies hat zur Folge, dass das Gegenüber vergegenständlicht wird und das Subjekt in größtmöglicher Distanz – im Idealfall einflusslos – in Stellung gebracht wird. Die Forschungsgegenstände werden

42 Seifert 2003, S. 21.

43 Ebd., S. 22.

44 Heintel 2005.

45 Heintel 2002a, 2002b, 2002c, 2003, 2006b, 2009.

somit aus ihren Kontexten herausgenommen, veräußerlicht und in Form von Definitionen voneinander abgegrenzt. Im Selbstverständnis des analytischen Vorgehens werden die einzelnen Elemente voneinander getrennt und untersucht, um sie dann wieder zu einer Wirklichkeit zusammenzusetzen.

Haraway betont in diesem Zusammenhang, dass eine kritische und reflexive Wissenschaft der Transformation des „Objekts von Wissenschaft“ in ein „Subjekt von Wissenschaft“ bedarf. Die Autorin konstruiert das Konzept des „situierten Wissens“. Ein Wissen, welches sowohl die jeweilige Position des Forschers bzw. der Forscherin – inkl. blinder Flecken – als auch das wissenschaftliche Feld selbst analysiert und reflektiert. Demzufolge kann situiertes Wissen nur „lokales und begrenztes Wissen“ sein, „das nicht für alle Menschen sprechen kann, sondern sich der Objektivität durch Verknüpfungen von verschiedenen Perspektiven nähert. „Situieretes Wissen erfordert, dass das Wissensobjekt als Akteur und Agent vorgestellt wird (...). Kritische Ansätze der Sozial- und Humanwissenschaften (...), stellen dies paradigmatisch klar. Die Anerkennung der Handlungsfähigkeit der untersuchten Objekte ist in diesen Wissenschaften tatsächlich der einzige Weg, um grobe Irrtümer und (...) falsches Wissen zu vermeiden.“⁴⁶

Prinzip II: Disziplinen und Experten

Eine wesentliche Folge oben genannter Definitionen und Differenzierungen von Forschungsgegenständen ist die Spezialisierung (Disziplinierung) von Wissenschaft, die mit sich bringt, dass Forschungsbereiche immer kleiner und abgegrenzter werden, da dadurch die Möglichkeit steigt, diese begreif- und beherrschbar zu gestalten. Diese permanente Spezialisierung bedeutet synchron einhergehende Differenzierung und permanente Erhöhung von Komplexität, wodurch sich Kooperationen und Koordinationen bei interdisziplinären Vorgehensweisen deutlich erschweren. Die Disziplinierung bringt zudem Experten und Expertinnen hervor, ein Expertentum, das Autoritäten schafft, die über ein Spezialwissen verfügen, das in seiner Differenziertheit lediglich für ExpertInnen derselben Profession nachvollziehbar und bewertbar ist. Alle anderen können bzw. müssen sich auf Vertrauen und Glauben beschränken.

Die Selbstverobjektivierung des Expertentums führt auch dazu, sich nur mehr von außen zu betrachten. Der Zweck liegt nicht in der Erkenntnis von

46 Haraway 2007, S. 317 f.

Wirklichkeit, sondern in der Erkenntnis von Veränderungspotentialen, Defizitbehebungen, Kontrolle und Macht.⁴⁷

Prinzip III: Kausalitätsprinzip

Damit Ursache- und Wirkungszusammenhänge wissenschaftlichen Anspruch erheben können, müssen Gesetzmäßigkeiten und Notwendigkeiten unter Zuhilfenahme des Kausalitätsprinzips nachgewiesen werden können. Es gibt demnach Ursachen und die aus ihnen folgenden Wirkungen. Man will jedoch nicht nur Gleichbleibendes erkennen, sondern man will Eingriff, Gleich-Bleibendes bewegen und in einen anderen Zustand überführen. Hierbei kommt es zu einer zweiten Kausalisierung, die auf der vorangegangenen Elementarisierung und der darauf folgenden synthetischen Zusammensetzung beruht.

In der wissenschaftlichen Praxis ist dies das Experiment, wo ausprobiert wird, wie sich Elemente in Zusammenhänge einer reduzierten/konstruierten Wirklichkeit bringen lassen. Wenn diese Experimente im Wiederholungsfall unter gleichen Bedingungen immer zu den gleichen Resultaten führen, entsteht eine wissenschaftliche Wahrheit, ein Gesetz. Jedoch dürfen sich die Bedingungen aus sich heraus nicht verändern. Da die Wirklichkeit dies aber ständig tut (Pantathese), ist es ein Wesentliches von Wissenschaft, diese Selbstbewegung aufzuheben, eine stabile Wirklichkeit herzustellen.⁴⁸ In ihrem Anliegen „gegenüber dem Fluss des Seienden Stabilität, Ordnung, Verlässlichkeit herzustellen, unterscheidet sich Wissenschaft nicht von mythologischen, religiösen und ähnlichen Weltinterpretationen. In der Ausführung aber sehr wohl; sie erschafft neue Welten und läuft darin Gefahr, einseitig zu werden, eben nur das berücksichtigen zu können, was sich der Notwendigkeit von Ursache und Wirkung fügt“⁴⁹.

47 Vgl. Heintel 2005, S. 10-11.

48 Vgl. ebd., S. 11-13.

49 Ebd., S. 13.

Prinzip IV: Materialität

Ein weiteres wichtiges Prinzip ist nach Heintel die Sichtbarkeit von Materialität und deren Wirkungszusammenhängen, um eine Abgrenzung der Elemente überhaupt erst möglich zu machen. Unser Sehen ist sowohl analytisch (zweck- und zielgerichtet – wir unterscheiden Pilze von ihrer Umgebung, wenn wir auf Nahrungssuche sind), als auch synthetisch (gesamthaft). Unser Sehen ist zwar ein gut Beobachtbares, kann das Beobachtete aber nicht erklären. Daher muss Wissenschaft jenes sichtbar machen, was sich unserem natürlichen Sehen entzieht und bedient sich daher spezieller Apparaturen. Es handelt sich aber weiterhin um das gleiche Sehen, nur dass es sich nicht mehr um die gleiche Sinnlichkeit handelt. Die Sinnlichkeit der Wissenschaft ist denkmodell- und begriffsgeleitet. Wissenschaftlicher Fortschritt besteht daher auch in der Weiterentwicklung und Verfeinerung von Instrumenten und Methoden, die die Entdeckung von Elementen immer differenzierter und komplexer, die Einflussnahme immer größer macht. Die Konsequenz dieses Sichtbarkeitsgebotes ist, dass alles, was nicht sichtbar gemacht werden kann, aus der Wissenschaft herausfällt (oder bestenfalls in der Bemühung bleibt, irgendeinmal sichtbar zu werden).

Problematisch hierbei sind beispielsweise Begriffe wie Wille, Freiheit, Denken, Bewusstsein, Verstand, Vernunft, Seele, Geist, das Ich, denen man mit Hirnstrommessungen und Computermodellen auf die Spur zu kommen versucht. Da Wissenschaft *wissen* will, was das alles ist, und weil es nicht sichtbar gemacht werden kann, wird deren Existenz vielfach geleugnet.⁵⁰

Neben diesen äußeren Messinstrumenten (wie Mikroskope, Röntgenapparate etc.) bedient sich die Wissenschaft auch eines inneren Handwerkzeugs in Form von Terminologien, Begriffen, Formeln, Symbolen, Zeichen. Hierbei wird nicht einfach nur kommuniziert, vielmehr wird eine bestimmte Weltsicht transportiert und eine bestimmte Kommunikationsgemeinschaft konstituiert. „Beide Seiten verstärken einander zur Identitätsillusion. Es wird die wissenschaftliche Erkenntnis zur Wirklichkeitserkenntnis genommen.“⁵¹ So wie ein Werkzeug nicht dazu da ist, das Material in seinem Wesen zu erkennen, sondern zu bearbeiten, so verhält es sich mit der wissenschaftlichen Sprache. Beides lässt sich als Instrument zwar verfeinern und funktioniert auch, solange man das Objekt diesbezüglich zurichten kann, es sich nicht verweigert oder das Instrument (äußeres wie inneres) nicht zur Kenntnis nimmt.

50 Vgl. Heintel 2005, S. 14-19.

51 Ebd., S. 19.

Interventionsforschung Band 1
Paradigmen, Methoden, Reflexionen
Krainer, L.; Lerchster, R. (Hrsg.)
2012, VII, 325 S. 2 Abb., Softcover
ISBN: 978-3-531-18553-8